

Freizeit

Dass jeder Mensch täglich 24 Stunden zur Verfügung hat, scheint eine Binsenweisheit. Nicht hingegen, inwiefern er in der Lage und willens ist, über diesen Zeitraum selbst zu verfügen und ihn nach Maßgabe eigener Wünsche und Interessen zu gestalten. Ganz gleich, was der Mensch tut oder unterlässt: Er bindet seine als dahinfließend vorgestellte Lebenszeit an die eine Sache oder die andere – entweder in bewusster Entscheidung, gezwungenermaßen oder unwillkürlich, ohne darüber nachzudenken. Normalerweise wird die freie Zeitbindung durch unterschiedliche Arten unabweisbarer Lebensnotwendigkeiten und Obligationen eingeschränkt. Goodin u.a. (2008) nennen hier vor allem die basalen Reproduktionserfordernisse wie Schlaf, Körperhygiene, Nahrungsaufnahme, Haus- und Sorgearbeit sowie die Notwendigkeit, Zeit für den eigenen bzw. familialen Lebensunterhalt aufzuwenden – in abhängiger Beschäftigung, freiberuflich oder anderswie. Damit hört die Gleichheit der Menschen vor der Zeit allerdings auch schon auf. Denn die Chancen, über die eigene Zeit verfügen zu können, sind sehr unterschiedlich in der Gesellschaft verteilt: Zum einen je nach Lebenslage, beruflicher Position, Einkommen, Geschlecht, Milieu und Bildungsgrad, zum anderen entsprechend dem jeweiligen Lebensalter oder genauer: dem Abschnitt des Individuums im Verlauf seiner Biografie.

Ein Drittes kommt hinzu: Ebenso wie die Stellung in der Gesellschaft und die jeweilige Lebensphase eines Menschen wirken, beeinflussen auch die sich wandelnden gesellschaftlichen und ökonomischen Rahmenbedingungen die Möglichkeiten und Grenzen der Verfügung über die eigene Zeit. So war die Handlungsfreiheit der Menschen in der Agrargesellschaft weithin von den Bedingungen der Natur bestimmt, aber nicht weniger von zum Teil sehr restriktiven sozialen Regeln, etwa was einer Frau erlaubt sei und was nicht. In der klassischen Industriegesellschaft dagegen herrschte für einen Großteil der Menschen die Willkür der überlangen Arbeitszeiten vor, die dank der Kämpfe der Arbeiterbewegungen allmählich auf kürzere und gesetzlich sowie vertraglich abgesicherte, humane „Normalarbeitszeiten“ (Deutschmann 1985) reduziert werden konnten. Mit dem sozialen und ökonomischen Wandel veränderten sich die Arbeitsbedingungen, die Menge der verfügbaren

Konsumgüter und das Niveau der Einkommen ebenso wie die geltenden Werte und Normen, was die Freiheitsspielräume zur Gestaltung der eigenen Zeit für die Gewinner dieses Wandels enorm erweiterte, für die Verlierer aber auch eingrenzte.

Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der individuellen Zeitgestaltung betrafen aber nicht nur die Möglichkeiten, die eigene Zeit gestalten zu *können*, sondern dies auch emphatisch zu *wollen*: Auch die Idee, dass jeder Mensch seine Zeit möglichst frei gestalten können dürfe, hat ihre historischen Wurzeln. Das massenhafte Bedürfnis nach individualisierten Zeitverwendungsmustern, wie es aus der heutigen Sicht der reflexiven Moderne so selbstverständlich erscheint, ist nicht zu erklären ohne das Selbstverständnis einer bürgerlich-liberalen Gesellschaft, in der die Menschen als autonome Subjekte gedacht sind, deren legitimes Anliegen es ist, ihre Freiheit(en) wesentlich (wenn auch nicht ausschließlich) dazu zu nutzen, ihren individuellen Wohlstand zu mehren. Mit zunehmendem Modernisierungsgrad einer Gesellschaft rückt dabei mehr und mehr der Faktor Zeit in den Mittelpunkt: Zeitwohlstand versteht sich als über den Güterwohlstand hinausgehendes zusätzliches Wohlstands-Ziel. Die individuelle Verfügung über die Zeit sowie die Schaffung und der Erhalt lebensdienlicher gesellschaftlicher Zeitinstitutionen können nun als eine eigenständige Form von Wohlstand gedacht werden (Rinderspacher 2002).

In der römischen Gesellschaft leitete sich der dem Freizeitbegriff ähnliche, aber keineswegs identische Begriff *negotium* aus den Silben *neg* und *otium*, „frei von Pflichten“ ab. Vergleichbar beschreibt auch der Freizeitbegriff ein „frei von“ Pflichten. In einer Arbeitsgesellschaft, in der die meisten Menschen darauf angewiesen sind, ihren Lebensunterhalt in der einen oder anderen Weise durch eigene Arbeit aufzubringen, bezieht sich das Freie in „Freizeit“ folgerichtig auf die Abwesenheit von Arbeit: Arbeit wird der Komplementärbegriff von Freizeit und umgekehrt. Der Begriff „Freizeit“ wird zwar bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erstmals lexikalisch erwähnt, setzt sich in Deutschland jedoch nicht zufällig erst Anfang des 20. Jahrhunderts durch, inspiriert von den technisch und wirtschaftlich weit fortgeschrittenen Verhältnissen in den USA (vgl. Timm 1968); erst 1929 ist der Begriff auch im Duden zu finden. Ausgehend von einem unregelmäßigen 12- bis 16-Stunden-Arbeitstag wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Acht-Stunden-Tag – schon im 16. Jahrhundert seit Thomas Morus eine populäre Sozialutopie – für wachsende Teile der Bevölkerung allmählich Realität (Prah 2015). Ein einklagbares Anrecht auf eine regelmäßige Nicht-Erwerbsarbeit-Sphäre im täglichen, wöchentlichen und jährlichen Verlauf schützte die Masse der arbeitenden Menschen vor dem Zugriff der Arbeitgeber; dies bildete die Grundlage dafür, dass über Jahrzehnte verschiedenartige Zeitinstitutionen entstehen konnten, die den strukturellen Rahmen einer modernen Freizeitgesellschaft bilden. Hierzu gehören vor allem der regelmäßige, vertraglich vereinbarte Feierabend, das Freie Wochenende (vgl. Rin-

derspacher 1987), der (Jahres-)Urlaub und eine gesicherte Altersruhezeit, in neuerer Zeit auch unterschiedliche Formen selbstbestimmter flexibler Arbeitszeiten. Sie kommen dem mit dem Wertewandel erheblich gestiegenen Bedürfnis nach Formen selbstbestimmter Zeitgestaltung nach, etwa in Gestalt von Zeitkonten, Gleitzeit, Sabbaticals oder anderen biografiebezogenen längeren Auszeiten (Hoff 2017). Den jeweiligen Zeitinstitutionen ist eine Vielzahl typischer Symbole zuzuordnen, die sich etwa in modischen Stereotypen oder Essensritualen ausdrücken, häufig um den Unterschied von Arbeit und Freizeit auch in dieser Hinsicht für sich und andere zum Ausdruck zu bringen. Dabei sind die Symbole ständigen Veränderungen ausgesetzt und folgen dem gesellschaftlichen Wandel.

Voraussetzung für die Entstehung solcher Zeitinstitutionen war und ist eine stetig steigende Arbeitsproduktivität, die zum einen den Ausgleich der Einkommensverluste bei geringerer Tages- bzw. Wochenarbeitszeit ermöglicht. Zum anderen sind steigende Löhne eine Konsequenz der mit dem Freizeitzuwachs ansteigenden materiellen Bedürfnisse (mehr Zeit für Konsum). Vor allem aber wächst mit steigendem Einkommen die Freiheit, sich zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit zu entscheiden, weil basale materielle Bedürfnisse früher abgedeckt sind. Dabei gilt die Unterstellung, dass Arbeit etwas prinzipiell zu Vermeidendes ist – was die Grundlage dafür darstellt, dass Arbeit entlohnt werden muss, um sie zu akquirieren – während die Freiheit von Arbeit positiv konnotiert ist.

Zeitinstitutionen sind Ermöglichungsstrukturen: Durch ihren kollektiven Charakter – das Freie Wochenende bzw. der Anspruch darauf gilt erst einmal für alle Mitglieder der Gesellschaft in gleicher Weise – entlasten sie vom Entscheidungs- und Rechtfertigungsdruck, die Arbeit ruhen zu lassen (Rinderspacher 2020). Sofern sich alle daran halten, entstehen daraus auch keine Wettbewerbsnachteile für den Einzelnen. Häufig sind solche Zeitinstitutionen, allen voran das Freie Wochenende, als zu kollektivistisch und damit als unzeitgemäß kritisiert worden, schränkt es doch die Handlungsfreiheit des Individuums tatsächlich in gewisser Hinsicht ein, etwa am Sonntag nicht einkaufen zu können. Solche Einschränkungen auf der einen Seite sind jedoch die Voraussetzung für einen freieren Umgang mit der eigenen Zeit auf der anderen – zumindest für die Masse der in abhängiger Beschäftigung arbeitenden Menschen, die auf diese Weise vor Willkür und Marktmacht weitestmöglich geschützt werden und auf dieser Basis die ihnen zugesicherte freie Zeit (fast) ohne Angst vor Nachteilen und entsprechend ihrer Interessen und Bedürfnisse „frei“ verbringen können (ebd.). Dass dies nicht selbstverständlich, sondern eine erkämpfte und insofern stets labile Rechtsposition ist, zeigen die neueren Debatten um die Entgrenzung der Arbeitszeiten im Online-Zeitalter.

Bei genauerem Hinsehen fällt auf, dass viele Aufgaben und Obligationen, die die Freiheit der Verfügung über die eigene Zeit einschränken, gar nicht in, sondern

außerhalb der Erwerbsarbeit liegen, obwohl der Freizeitbereich bzw. die Freizeitgesellschaft ja ursprünglich in Abgrenzung zur Erwerbsarbeit gedacht worden ist. So behandeln einschlägige Statistiken wie auch freizeitsoziologische Befragungen etwa Tätigkeiten im Haushalt sowie Care-Tätigkeiten zu Recht als eine Form von Privat-Arbeit.

Immer geht es bei der Gestaltung der eigenen Lebenszeit auch um eine ausgewogene Balance zwischen verfügbaren Gütern und verfügbarer Zeit. Eine solche gilt als unverzichtbarer Bestandteil eines der reflexiven Moderne angemessenen Wohlstandsverständnisses. Um dem Zeitwohlstand z.B. entsprechend der jeweiligen Lebenslage den Vorzug vor dem Güterwohlstand geben zu können, muss das Individuum auch in der heutigen Arbeitswelt noch eine Vielzahl institutioneller und/oder arbeitsmarktmäßiger Barrieren überwinden. Diese Situation zwingt fast ebenso viele Menschen dazu, auf der einen Seite länger zu arbeiten, auf der anderen kürzer zu arbeiten, als von ihnen gewünscht ist. Für einen Teil der Arbeitnehmer*innen verbessern allerdings zunehmend Optionszeiten-Modelle die Wahlfreiheit (Hoff 2017).

Faire Teilhabechancen an dem Gut Freizeit hängen nicht nur von der *Dauer* der Arbeitszeiten ab, sondern wesentlich auch von deren Lage und Verteilung über den Tag, die Woche, das Jahr und nicht zuletzt über den gesamten Lebenszyklus. Besonders benachteiligt sind diesbezüglich zum einen Nacht- und Schichtarbeiter*innen, zum anderen Menschen, die gelegentlich oder gar regelmäßig am Wochenende arbeiten müssen. Die Gründe hierfür sind klar zu unterscheiden: Einmal handelt es sich um solche Arbeitstätigkeiten, die aus sachlichen Gründen zu „un-social times“ stattfinden müssen, wie etwa im Verkehrs- und Gesundheitswesen oder im Sicherheitssektor; ebenso bei Produktionsverfahren, deren Unterbrechung zu hohen Verlusten führen würde. Zum anderen begründen sich Nacht- und Wochenendarbeit daraus, dass die Unternehmen bestrebt sind, ihre Anlagen möglichst lange, tendenziell rund um die Uhr laufen zu lassen, um ihre Renditeziele erreichen und im internationalen Wettbewerb bestehen zu können. Die bevorstehende Total-Digitalisierung von Produktion und Dienstleistungen unter der Überschrift „Industrie 4.0“, die sehr hohe Investitionen erfordert, die sich in immer kürzeren Zyklen amortisieren müssen, werden diese Tendenz weiter anheizen.

Wie der Begriff der „unsocial times“ sagt, bedeutet dies für die Beschäftigten, dass sie ihre Freizeit immer dann verbringen müssen, wenn der Rest der Gesellschaft arbeitet und umgekehrt. Auch wenn intelligente Schichtsysteme bemüht sind, die Sozialverträglichkeit möglichst anzuheben, bleiben unter diesen Bedingungen doch erhebliche Probleme, die Zeitpläne der Familienmitglieder zu synchronisieren. Die Angebote der sich ausbreitenden 24-Stunden-Kinderbetreuungseinrichtungen, immer dann bereit zu stehen, wenn die Arbeit ruft, sind ein Indikator dafür, dass die

Freizeit der Familien zunehmend zu einer abhängigen Variable der Arbeitszeiten wird, statt dass sich die Arbeitszeiten nach den Bedürfnissen der Familien richten.

Nicht nur sind Frauen häufiger im Spät- und Schichtdienst eingesetzt, auch innerhalb des Familienhaushalts und erst recht als Alleinerziehende stehen ihre Chancen schlechter, dem Alltag über die notwendige Rekreatiionszeit hinaus Zeit für eigene Bedürfnisse abzugewinnen (Beckmann 2015). Ein strukturelles Hindernis selbstbestimmter Freizeit ist dabei vor allem die traditionelle Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern.

Die Chancen einer möglichst selbstbestimmten Freizeit hängen jedoch nicht nur mit der Einkommenshöhe, Qualifikation, Geschlecht etc. zusammen, sondern, wenn auch zum Teil in Verbindung damit, mit unterschiedlichen Lebensphasen.

Kinder- und Jugendphase: In einer Hochbildungs-Gesellschaft besteht weithin Einigkeit, dass bereits das Kleinkindalter als Vorbereitung auf spätere Leistungsanforderungen zu sehen ist. Insofern kann schon in dieser frühen Entwicklungsphase eine Art Freizeitinteresse bei Kindern bestehen. Was die Chancen der Selbstbestimmung betrifft, hängen diese von den Möglichkeiten und Grenzen ab, die die Eltern setzen. Kinder und Jugendliche sind daher in Bezug auf ihre Zeitgestaltung insofern doppelt restringiert, als sie ihre Freizeitbedürfnisse sowohl gegenüber den Leistungserwartungen ihrer pädagogischen Einrichtung als auch denen der Erziehungsberechtigten durchsetzen müssen. Das *Junge Erwachsenenalter* ist durch Intensivierung der Ausbildung und höhere Ansprüche an die Selbstoptimierung gekennzeichnet, verbunden mit gegenüber Schule und Eltern gestiegenen zeitlichen Freiheiten. Vor diesem Hintergrund steht die Einübung in den optimalen Gebrauch dieser zeitlichen Freiheiten im Rahmen der eigenen alltäglichen Lebensführung, das Erlernen und Praktizieren von Zeitkompetenz an. Die *mittlere Erwachsenenphase* entspricht etwa der, die oft als die Rush-hour des Lebens bezeichnet und als sehr belastend beschrieben worden ist (vgl. Jurczyk/Szymenderski 2012). Neben der Erwerbsarbeit in abhängiger Beschäftigung oder freiberuflicher Tätigkeit stehen Familiengründung und Kinder, Wohnungssuche oder ggf. Hausbau und andere biografische Weichenstellungen im Vordergrund. In Bezug auf diese und andere Lebensziele sind häufig grundlegende Zeit-Geld-Entscheidungen zu treffen, vor allem bezüglich des angestrebten persönlichen Arbeitsvolumens. Die *Phase des höheren Erwachsenenalters* steht einerseits für einen Zustand etablierter (subjektiv als gelungen oder misslungen empfundener) Karrieren, Familienstrukturen, Einkommensverhältnissen und Lebensmustern, zugleich neigt sich der Zenit des Lebens dem Ende zu oder ist überschritten: Daraus resultieren sowohl die weitere Verfestigung eingeschliffener Routinen der Lebensführung mit geringem Reflexionsgrad über die Struktur der eigenen Zeitverwendung wie im Gegenteil aber auch Absetzbewegungen aus dem Gewohnten und Versuche einer – vermeintlich letzt-

möglichen – Neuorientierung; sei es in Bezug auf Familie, Beruf oder Lebensstil, nicht selten getrieben von dem Wunsch nach mehr Zeitwohlstand. Entlastend wirkt zwar, dass die Kinder auf eigenen Füßen stehen, andererseits kann aber der Betreuungsbedarf für die eigenen, nicht immer vor Ort ansässigen Eltern beginnen, ebenso für die Enkelkinder. In der *Phase des Ruhestands* entstehen durch den Fortfall der Erwerbsarbeit zumindest potentiell gewaltige zeitliche Ressourcen. Allerdings tritt als Hinderungsgrund für eine selbstbestimmte Zeitgestaltung an Stelle der Erwerbsarbeit ein wachsender Arbeitsaufwand für sich und an sich selbst: Das Bemühen um eine von Dritten möglichst unabhängige Lebensführung angesichts eines nachlassenden körperlichen und geistigen Leistungsvermögens bindet nun einen wachsenden Teil der noch verfügbaren Lebensenergie. Die Ausdünnung früherer Sozialkontakte durch Todesfälle, gesundheitlich bedingte Einschränkungen (darunter der Mobilität) wie auch die Enthrhythmisierung des Alltags durch den Wegfall des Taktgebers Erwerbsarbeit begünstigen das Negativ-Phänomen prekären Zeitwohlstands.

Die Chancen der Selbstbestimmung über die eigene Zeit werden in der modernen Gesellschaft somit im Wesentlichen durch drei Faktoren bestimmt bzw. begrenzt: Erstens durch soziodemografische Merkmale, zweitens durch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die damit verbundenen Ermöglichungsstrukturen sowie drittens durch die jeweilige Position des Individuums im Lebensverlauf. Diese Einschränkungen sind jedoch im Grundsatz keine zu beseitigenden Fehlkonstruktionen, sondern entsprechen den stets eingeschränkten Möglichkeiten menschlicher Gestaltungsfreiheit. Gleichwohl ist die Gesellschaft der reflexiven Moderne dauerhaft dazu aufgerufen, Barrieren zeitlicher Selbstbestimmung zu erkennen und wo immer mit vertretbarem Aufwand möglich, niedrig zu halten. In diesem Sinne erhält der Begriff der Freizeit eine Bedeutung, die über die traditionelle Fixierung auf den Dualismus zweier gesellschaftlicher Sektoren, von Erwerbsarbeit hier und Freiheit von Erwerbsarbeit und anderen Obligationen dort, hinausweist.

Jürgen P. Rinderspacher

LITERATUR

- Beckmann, S. (2015): Herrschaftszeiten – Genderdimensionen von Zeitverwendung und Zeitwohlstand. In: Freericks, R./Brinkmann, D. (Hg.): Handbuch Freizeitsoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 211-223.
- Deutschmann, C. (1985): Der Weg zum Normalarbeitstag. Die Entwicklung der Arbeitszeit in der deutschen Industrie bis 1918. Frankfurt am Main: Campus.
- Goodin, R. E./Rice, J. M./Parpo, A./Eriksson, L. (2008): Discretionary Time: A New Measure of Freedom. Cambridge: Cambridge University Press.

- Hoff, Andreas (2017): Von der Vollarbeitszeit zur Wahlarbeitszeit. In: Diefenbacher, H./Held, B./Rodenhäuser, D. (Hg.): Ende des Wachstums – Wachstum ohne Ende? Arbeiten in der Postwachstumsgesellschaft, Marburg: Metropolis, S. 101-116.
- Jurczyk, K./Szymenderski, P. (2012): Belastungen durch Entgrenzung – warum Care in Familien zur knappen Ressource wird. In: Lutz, R. (Hg.): Erschöpfte Familien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 89-106.
- Prahl, H.-W. (2015): Geschichte und Entwicklung der Freizeit. In: Freericks, R./Brinkmann, D. (Hg.): Handbuch Freizeitsoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 3-27.
- Rinderspacher, J. P. (1987): Am Ende der Woche. Die soziale und kulturelle Bedeutung des Wochenendes. Bonn: Dietz.
- Rinderspacher, J. P. (Hg.) (2002): Zeitwohlstand. Ein Konzept für einen anderen Wohlstand der Nation. Berlin: Sigma.
- Rinderspacher, J. P. (2020): Das Freie Wochenende: Zeitstrukturelle Rahmenbedingungen der Muße im Spannungsfeld widerstreitender Interessen. In: Dobler, G./Tauschek, M./Vollstädt, M./Wilke, I. (Hg.): Muße und Arbeit. Tübingen: Mohr Siebeck (im Erscheinen).
- Timm, A. (1968): Verlust der Muße. Der historische Weg zur Freizeitgesellschaft. Hamburg: Knauel.

